

Zeitschriften

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **53 (1966)**

Heft 9: **Bauten für den Sport**

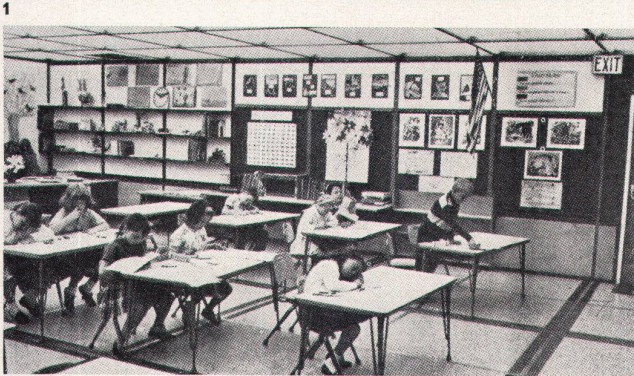
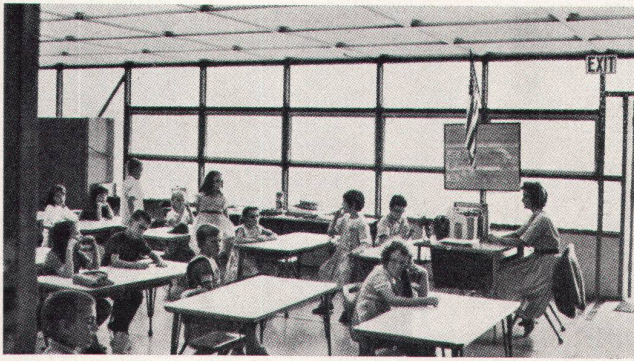
PDF erstellt am: **22.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



1
Klassenraum mit Fenster

2
Der selbe Klassenraum ohne Fenster

Abbildungen aus: Environmental Case-Study

hen Standard wissenschaftlicher Arbeit, den wir für unsere Beschäftigung mit Environmental-Forschung dringend anstreben sollten, sei es auf dem Gebiete des Schulbaues, sei es auf dem des Wohnungsbaues.

Daß bei derlei Unterfangen eine Fülle von Material, Problemen und Anregungen entdeckt wird, das sollen noch zwei Zitate zeigen:

Man hatte festgestellt, daß das Betragen der Schüler proportional zum Wetter ist. Bei gutem Wetter war auch das Betragen gut und umgekehrt. «Die einzige feststellbare Ausnahme trat im Oktober 1962, während des fensterlosen Zustandes ein, als man keine Abhängigkeit mehr feststellen konnte. Vielmehr war eine generelle Unruhe unter den Kindern und eine Gruppenverängstigung festzustellen, die mit jedem Tag intensiver wurde, obwohl das Wetter schön blieb. So ungefähr fielen diese sonderbaren Wetter- und Betragenseintragen zusammen mit der Kuba-Krise und der Drohung des Atomkrieges, über die die Kinder ihre Eltern zu Hause diskutieren gehört hatten.»

Natürlich stellten die Autoren eine generelle Beeinflussung des Schullebens durch die Tatsache ihres Experimentierens fest. Allein schon die Notwendigkeit, daß die Lehrer ihre Schüler einzeln

in einem geplanten Interview nach ihrer Meinung zum Schul-Environment befragten, zeitigte beachtliche Folgen: «Durch wurde ein intimeres und freundlicheres Lehrer-Schüler-Verhältnis erreicht. Die Kinder drückten auch ihr Gefallen an diesen Interviews aus, wahrscheinlich deshalb, weil zum erstenmal in ihrer Schülerlaufbahn ihre Meinung über Schulangelegenheiten gefragt wurde. Diese Fall-Studien-Befragungen wurden so populär, daß die Lehrer der Schulverwaltung empfohlen haben, ähnliches als jährliche Prozedur zu institutionalisieren.»

Doch zurück zu den fensterlosen Schulräumen. Die psychologische Erklärung für den geringen Einfluß der Fenster erklärt S.C. Eriksen, Direktor des Forschungszentrums für Lernen und Lehren der Universität: «Das neugierige Kind erhält in einem gut geführten Klassenzimmer bereits ein Überangebot an Information, einen angemessenen sensorischen und sozialen Reiz, und es hat offensichtlich wenig Bedürfnis nach dem, was noch irgendwie hinzukommen könnte durch das Aus-dem-Fenster-Schauen.» Pfromm

sellschaft gesucht. Wir Architekten finden uns ständig frustriert in unserem Verlangen, unsere Werte, Aspirationen und Lebensstile durch Bauen mitzuteilen.» Dem entwerfenden Architekten sind überall enge Grenzen gesetzt. Bürobauteile sind halt immer große, neutrale Kästen, die wirklichen Probleme eines Flughafens darf ja ein Architekt nicht behandeln, und im Städtebau kontrolliert der Architekt keine der Kräfte, die Entwürfe verwirklichen können. «Bestenfalls sind wir verwickelt in den Entwurf des Idealen, während sich der Abfall der Wirklichkeit um uns aufhäuft.»

In dieser Situation öffnen die Hochschulanlagen einen neuen Horizont. «Der Campus für 10000, auf einen Streich gebaut, hat keinen Vorgänger und so keine historische Last, die seinen Entwurf einengt.»

«Er hat die Größe einer kleinen Stadt.» Aber ein einziger Klient, ein definitives Programm, ein festes, verfügbares Budget und ein absehbarer Fertigstellungstermin unterscheiden ihn vorteilhaft von allen Stadtplanungsaufgaben.

Der wichtigste Vorzug der Universitätsplanung liegt jedoch in einer anderen Tatsache. «Als Klienten sind sowohl Erzieher wie Studenten Mitglieder einer Elite. Wahrnehmungsstudien haben gezeigt, daß künstlerischer Geschmack eine Leiter ist, parallel zur Klasse; und auf jeder Sprosse wird versucht, die Werte derer auf der nächst höheren Sprosse nachzuahmen. Der Architekt, als beruflicher Geschmacksmacher, steht automatisch auf der höchsten Sprosse. Die Campusklienten, im Unterschied zu den vielen, sind nur etwa eine Sprosse darunter. Sie sind sowohl flexibel wie ansprechbar.»

Und so entsteht für den Architekten die Möglichkeit, wieder an entscheidender Stelle eine bedeutende Aufgabe zu lösen, denn: «Universitäten sind nicht nur die anspruchsvollsten aller unserer Institutionen, sie könnten die heute wichtigsten sein.»

«Hochschulbildung ist jetzt ein Recht für jedermann.» Der entstehende Massenbedarf ist einer der beiden Gründe für die neue Hochschule. Der zweite ist die enorme Akzeleration der Wissenschaft. Nicht nur soll jedermann studieren können, er kann auch alles mögliche studieren, und ein weites Betätigungsfeld bleibt ihm auch nach dem Diplom. Newman zieht den Schluß: «Die Universität [er meint vor allem die baulichen Anlagen] wird nie wieder so sein, wie wir sie kennen!»

Die fakultätsspezifischen Baulichkeiten treten zurück gegenüber einer Skala von Funktionseinrichtungen (Lehrräume, Laboratorien, Fakultätsbüros, Verwaltungsräume), die von allen Lehrstühlen

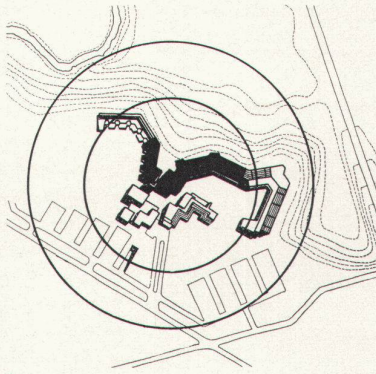
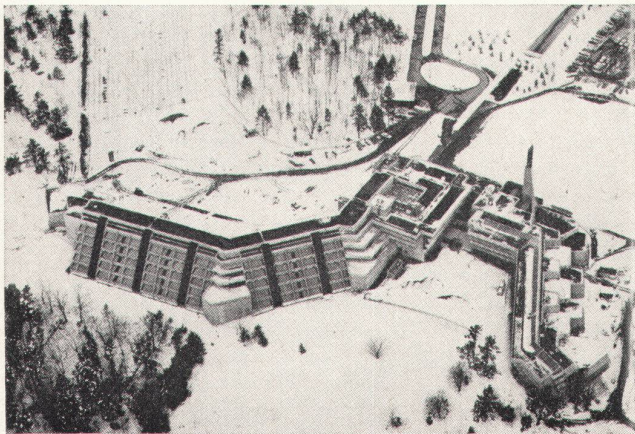
Zeitschriften

Die Universität als Stadt

«Mit der Plötzlichkeit eines Coup d'Etat hat der 'New Campus' die führende Position in der gegenwärtigen Architektur eingenommen», bemerkt Oscar Newman in «The Architectural Forum» (USA), Mai 1966, und benutzt die Vorstellung eines neuen Universitätscampus, «Scarborough», Toronto, um einen generellen Einblick in die Probleme des Universitätsbaues anhand von fünf neuen Universitätsanlagen zu geben. Scarborough selbst soll hier mit einem Zitat aus den Erläuterungen gewürdigt werden: «Es gibt einen Punkt, wie das Bauhaus lehrte, über den hinaus sogar die beste der Methodologien nicht führen kann – wo das Programm und der Prozeß endlich zu ihrer Realisierung kommen müssen und der Architekt als Künstler die Führung übernimmt.»

Newman erklärt die Bedeutung, die Universitätsbauten in so kurzer Zeit im Architektenstand gewonnen haben, aus zwei Ursachen: Einerseits liegt sie in der heutigen Situation im Architektenberuf und andererseits an der neuen Bedeutung, die die Hochschulbildung gewinnt.

«Der Berufsstand für seinen Teil hat eine bedeutungsvollere Rolle in der Ge-



2

1, 2
Scarborough, 30 km von Toronto City. 6000 Studenten, Grundstückgröße: 20,20 ha. Bruttodichte: 260 Stud/ha; Nettodichte: 2500 Stud/ha. Architekt: John Andrews

3
Freie Universität Berlin, 10 km von der City. 1. Etappe 3300 Studenten, Grundstückgröße: 9,7 ha. Bruttodichte: 350 Stud/ha; Nettodichte: 390 Stud/ha. Architekten: Candilis, Josic, Woods

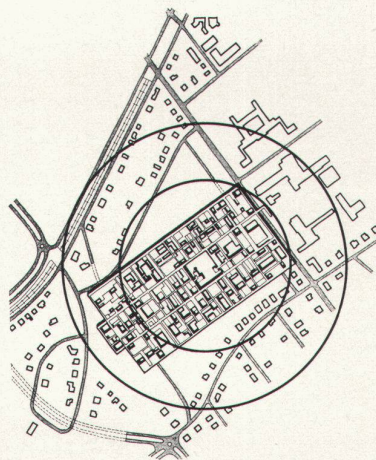
4
Forest Park Community College, St. Louis, 8 km von der City. 1. Etappe 3000 Studenten, bei Fertigstellung 7000, Grundstückgröße: 13 ha. Bruttodichte: 540 Stud/ha; Nettodichte: 4700 Stud/ha. Architekten: Harry Weese & Associates

5
Philipps Universität, Marburg, 3 km von der City. 10000 Studenten, Grundstückgröße: 246 ha. Bruttodichte: 40 Stud/ha; Nettodichte: 175 Stud/ha. Architekten: Planungsamt Marburg, Kurt Schneider

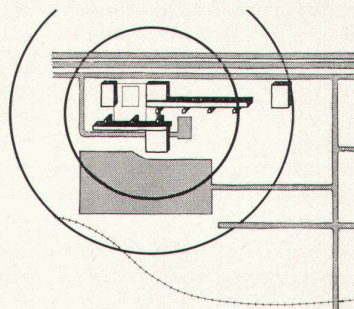
6
University of Illinois, Chicago Circle, 1,5 km von der City. 20000 Studenten, Grundstückgröße: 42 ha. Bruttodichte: 470 Stud/ha; Nettodichte: ca. 2700 Stud/ha. Architekten: Skidmore, Owings & Merrill und Walter Netsch

2-6
Radius des inneren Ringes: 600 Fuß; Radius des äußeren Ringes: 1000 Fuß

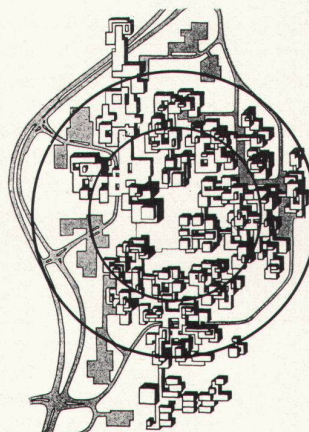
Abbildungen aus: The Architectural Forum, Mai 1966



3



4



5

mit unserer unstrukturierten Welt rüstet.» Als Antwort auf diesen Identitätsverlust bietet die neue Universität einen viel größeren Raum für individuelle Studien und soziale Kontakte. Problematisch bleibt jedoch, daß die Zusammenarbeit Student-Lehrer hier sehr viel schwerer zu erreichen ist.

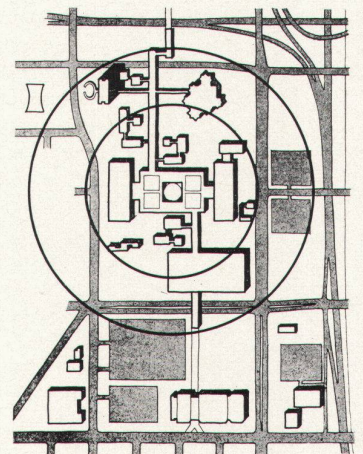
Das Bemühen, für eine unvorhersehbare Entwicklung Nutzungsoptima zu entwerfen, verlangt Flexibilität. Damit entsteht aber ein problematisches Paradoxon: «Je näher man dem universellen, allumfassenden räumlichen Raster kommt, desto weiter entfernt man sich davon, Räume für spezifische Nutzungen zu erstellen.» Zwei Lösungsprinzipien dieses Problems lassen sich erkennen:

1. Ein konsequent durchgeführtes modulares Bausystem, wie in Berlin und Marburg: «Die Formsprache, die bei diesen Campus verwendet wird, ist extrem neutral. Die Projekte sind nie als vollendete Formen in keiner Phase ihrer Entwicklung zu sehen; sie beantworten die alten Kompositionsfragen der Architektur dadurch, daß sie sich einfach weigern, sie zu behandeln.»

2. Ein Entwurf, der das Ganze als ein Zusammenschluß individuell gestalteter Elemente ansieht, Scarborough und in gewisser Weise Forest Park, «... indem sie eine Formsprache entwickeln, die auf dem Ausdruck der besonderen Qualitäten und Forderungen individueller Räume basiert. Das Resultat ist unvermeidlich ein viel persönlicherer Ausdruck des entwerfenden Architekten.» Newman kritisiert an dem modularen System die visuelle Unbestimmtheit und den technischen «Overdesign», am zweiten System die Schwierigkeit, Funktionsänderungen der Einzelteile und ihres Zusammenwirkens zu ermöglichen, und stellt dann fest: «Ein deutlicher Fortschritt in der letzten Methode jedoch liegt in der Bereitstellung von besser funktionierenden Teilbereichen.» Die Rezen-

nach genauem Zeitplan genutzt werden. So können besser ausgerüstete, ihrem Zweck genauer angepaßte Räume in 90% der Zeit zu 80% ihrer Kapazität ausgenutzt werden. Und der Bedarf an Raum und Lehrpersonal wird um 30% reduziert.

Die Auflösung der Fakultäts- und Lehrstuhlgrenzen führt allerdings für den Studenten zu einem Identitätsverlust seiner Disziplin. Sie muß sich nun ganz in seinem Kopf und seinen Büchern formieren. Newman fragt sich allerdings, ob nicht, «da ja eine der wichtigsten Funktionen der Universität darin besteht, den Studenten für eine führende Rolle in der Gesellschaft vorzubereiten, diese Trennung der professionellen Identität von räumlicher Identität ihn für die Konfrontation



6

senten möchten diesem Urteil nicht folgen und den erheblichen funktionellen Vorteil der Modulmethode preisen, nicht ohne auf den bemerkenswerten «Overdesign» zur Erzielung visuellen Ausdrucks in der zweiten Methode hinzuweisen.

Hier ist – etwa in dem Satz: «Das ständige Problem des Wechsels kann in einem gewissen Umfang vermieden werden durch die weitere Entwicklung der organischen Logik in eine hierarchische Organisation von Räumen und Aktivitäten» – das Bemühen, dem in den USA umgehenden Formalismus eine Begründung zu verschaffen, zu weit getrieben. In den neuen Universitätsanlagen spielt das Verkehrssystem eine sehr gewichtige Rolle, die weit über seine funktionelle Bedeutung hinausgeht und symbolischen Charakter annimmt. «Wenn eine Gemeinsamkeit bei allen unseren Beispielen besteht, ungeachtet der manchmal in Konflikt miteinander stehenden Design-Philosophien, dann liegt sie in diesem formalen Ausdruck der Bewegungssysteme. Es ist ihr charakteristischster Zug. Eine weitere Komponente dieser Beschäftigung mit dem Verkehr ist die Entwicklung von klar definierten Aktivitätshierarchien.» Newman erkennt die Dichte und Frequenz der Besucher als Abstufungsmerkmal und stellt fest, daß die Dimensionierung der Verkehrswege einer Reflexion der Wunschlinien gleichkommt, wie es ja auch in der Stadtplanung der Fall ist. «Im Gegensatz aber zu den autobeherrschten Straßen sind sie Versammlungsräume für Hunderte Personen und Orte stärkster menschlicher Begegnung.»

Der Vergleich von Stadt und Campus führt zu zwei wichtigen Punkten. Erstens: zur Rolle der Universität in der Stadt über ihre rein erzieherische Funktion hinaus und umgekehrt die erzieherische Rolle der Stadt im Funktionieren der Universität; und zweitens ... «ist es die Meinung vieler Stadtplaner, daß die Universitätsanlage im Kleinformat das Prototypproblem der Stadtform sei».

Zur räumlichen Eingliederung der Hochschule in die Stadt bemerkt der Autor, daß die heutige Erfahrung der Amerikaner mit ihren Innenstädten, «bewohnt von Armen und Wracks», dieses Problem unsinnig erscheinen lassen könnte. «In dieser Situation dafür einzutreten, wie es viele tun, daß der 'Neue Campus' in das Stadtzentrum gehöre, damit die Studenten an seinem reichen und vielfältigen Leben teilnehmen können, heißt etwas suchen, das in Wirklichkeit nicht existiert.» Das Umgekehrte könnte eher der Fall sein. Das ist kein risikoloses Unternehmen, denn allzuleicht könnten sich die Studenten in einer feindlichen Umgebung eingemauert finden, wie diese

selbst im Stadtkörper. «Chicago Circle kann einige Geschichten in dieser Richtung erzählen.» Trotzdem erscheint das Ziel für die USA bedeutend, um den Stadtanierungsgebieten der Metropolis einen kulturellen Anstoß zu geben oder den weiten Einfamilienhaus-Vorstädten einen kulturellen Kristallisationspunkt. «Campus als Stadt», das kann nicht so generell angenommen werden. «Hochschulanlagen zeigen einige Ähnlichkeit mit Städten, da sie komplexe Mischung von Aktivitäten, starke Konzentration sind und eine große Bevölkerung bedienen.» Doch diese Ähnlichkeit ist nur oberflächlich. «Hochschulen sind Institutionen mit einer Funktion. Sie sind zum größten Teil homogen, was Alter und Klassen betrifft.»

Der Autor betont daher vor allem die soziale Rolle der Innenstadt-Hochschulanlagen. «Sie haben eine viel zu wichtige Rolle als soziale Institutionen zu spielen, um nur als Vorläufer einer avantgardistischen urbanen Form zu gelten, eine Tatsache, die wir Architekten gerne vergessen. Für die Jugend der Vorstädte wie für die Jugend der zweiten ländlichen Emigrationswelle kann der neue Campus gut eine erste Einführung zu dichten Environments sein. Für viele wird es auch ein Übergangs- und Anpassungsort zur Komplexität und zur großen Zahl sein. Wenn er zudem ein anregendes Leben bieten könnte, dann könnten diese Studenten später nach ähnlichen Strukturen und Anregungen in ihren Städten verlangen.»

Wir vermögen diesem optimistischen Ausblick nicht beizupflichten; betrachtet man die europäische Szene, fällt es schwer, sich eine Abkehr der Akademiker von Häuschen im Grünen vorzustellen. Mit der Behandlung der soziologischen Fragen trifft Newman allerdings das heute wichtigste Problem der Planung neuer Universitäten. Dabei darf es den Planern nicht nur um die Strukturierung der endgültigen Hochschulkorporationen und ihrer Beziehungen zur Umwelt gehen, sondern zuerst und dringend um die Einrichtungsphase.

1. Um die Implantation der Hochschulorganisation in eine bestehende Siedlungsstruktur. Vorläufig scheint die neu und massiv auftretende Gruppe die ansässige Bevölkerung zu lähmen und ihr einen fremden, unerwünschten Lebensstil aufzuzwingen. Eine bestehende Gesellschaftsstruktur wird Anpassungsschwierigkeiten größten Ausmaßes ausgesetzt.

2. Weil in einem komplizierten Anlaufprozeß gleichzeitig ein neues Bauwerk, eine neue geistige Struktur und eine neue Organisation entstehen, kommt es zu zahlreichen Konflikten und Fehlleistungen, die zu einer bleibenden Schädigung

des Hochschulorganismus oder der beteiligten Bürger führen können. Die Zusammenpassung und Entwicklung des Bauprozesses, der permanent werden soll, und der Formation des akademischen Lebens, das sich selbst einregeln muß, bedürfen gründlichster Planung, Steuerung und Kontrolle. Pfromm

Bilanz der neuen Stadt

«Der Aufbau» (A), herausgegeben vom Stadtbauamt Wien, präsentiert in seiner Nummer 5, 1966, fünf englische New Towns und gibt uns damit Gelegenheit, trotz der etwas oberflächlichen Dokumentation, die Entwicklung der Stadtplanungstheorien und ihren Niederschlag in der städtebaulichen Praxis in England zu überblicken.

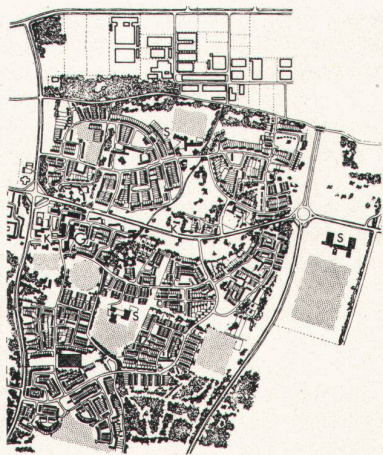
Harlow New Town (1948) von F. Gibberd, unmittelbar nach dem Kriege begonnen, zuerst für 60000 Einwohner geplant, später auf 80000 erweitert, versucht noch weitgehend, die Leitvorstellungen der Garden Cities zu verwirklichen, wenn auch in der Lösung neuer Probleme. Das Wichtigste war die Behausung der überquellenden Bevölkerung des kriegsgeschädigten und überlasteten London. Es entsteht ein riesiger Vorort ohne kompaktes Zentrum, der keine Identität gewinnt und sich als städtischer Organismus nicht entwickeln kann (Nettowohndichte 124 E/ha).

Die Wohnsiedlungen bestehen zuerst aus klassischen Reihenhausquartieren, später versucht man, mit «Radburn»-Siedlungen den Anforderungen der Motorisierung gerecht zu werden; zur Zeit ist man zur Planung sogenannter «Integration» übergegangen. «Landschaft, Grundriß, Architektur und Verkehr» sollen als «organisches Ganzes» zusammengefaßt werden.

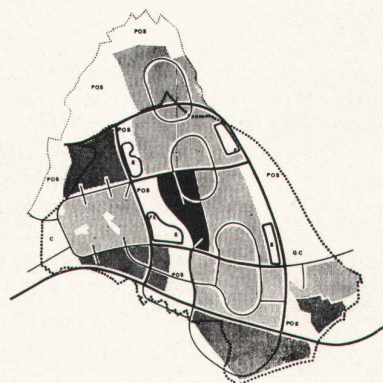
Die Erfahrungen mit diesen Planungen und die Ergebnisse einiger soziologischer Untersuchungen in Harlow und ähnlichen New Towns führten zu einer Revision der Planungsziele. Es entstand die Planung Cumbernauld (1955) von H. Wilson, die als Stadt zweiter Generation bezeichnet wird.

Eine kompakte, dicht besiedelte Stadt (70000 Einwohner; Nettowohndichte 212 E/ha) gruppiert sich um ein einziges Zentrum. Von einer Hauptstraße unterfahren, erhebt es sich als zusammenhängendes Bauwerk auf einen Höhenrücken. Es ist von allen Seiten schnell zu Fuß zu erreichen; den Fußgänger ängstigt kein kreuzender Fahrverkehr. Die Straßen sind funktionspezifisch ausgebildet.

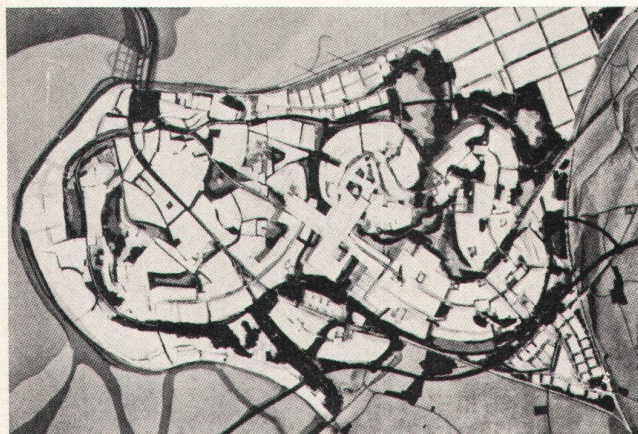
Mit dieser Planung setzt die «Urbanisierung», die Berücksichtigung soziologi-



1



2

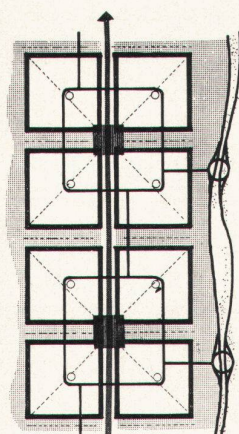


3

scher Erkenntnisse in der Planung der neuen Stadt ein. Sie findet ihren vorläufigen Höhepunkt in Hook, das ja dann leider nicht gebaut wurde. Die nun noch folgenden Beispiele zeigen, daß man die gewonnenen Erkenntnisse unberücksichtigt läßt und eher wieder zu älteren Formen der Stadtkomposition zurückkehrt. Skelmersdale (1963, 80000 Einwohner, Nettowohndichte 150 bis 175 E/ha), ebenfalls von H. Wilson, behält das Prinzip des einzigen Hauptzentrums bei, mit Verkehrstrennung und Verdichtung im Zentrum. Doch schon werden wieder «klar getrennte» Stadtteile ausgeschieden, die Wohnsiedlung aufgelockert, und das Zentrum rückt aus dem Verkehrsschwerpunkt.

Der Gedanke, der auch alle weiteren Planungen beherrscht: «Die Verkehrsplanung muß den steigenden Autobesitz der Bevölkerung berücksichtigen, so daß das Auto voll genützt werden kann. Eine neue Stadt bietet beste Voraussetzungen für eine solche Verkehrsplanung, und es gibt keine Entschuldigung für eine Vernachlässigung dieses Problems.» Man baut die autogerechte Stadt!

Mit Runcorn (90000 Einwohner, Netto-



4

1 Harlow New Town. Zwei Nachbarschaften

2 Skelmersdale New Town. Endausbau
Schwarz: Stadtzentrum
Heller Raster: Wohngebiete
Dunkler Raster: Industrie
POS: Öffentliche Grünflächen

3 Runcorn New Town. Modell

4 Runcorn. Mögliches Strukturschema der Stadtteile

5 North Bucks New City. Lageplan
Schwarz: Nachbarschaft für 5000 Einwohner

Abbildungen aus: Der Aufbau, 5/1965

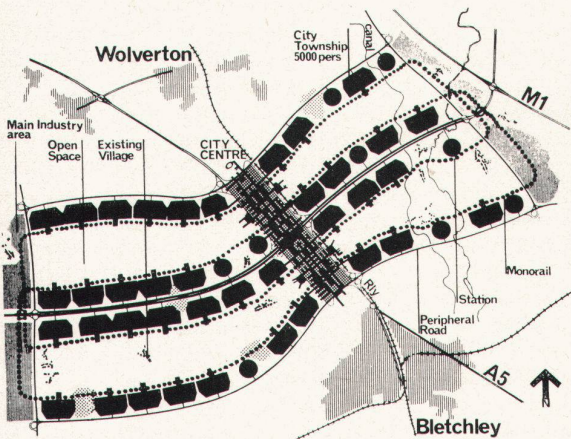
wohndichte 173 E/ha) von Arthur Ling erreicht im Jahre 1966 das Rapid Transit System die Insel. An einer Achterschleife öffentlichen Schnellverkehrs ist die Stadt in 6000 bis 8000 Einwohner-Nachbarschaften aufgereiht. Die Subzentren sind Haltestellen, und im Kreuzpunkt der Acht liegt das Hauptzentrum. Das Prinzip, den Fußgänger als maßgebend anzusehen, wird aufgegeben.

Das Schnellbahnsystem mit seiner Aufreihung der Benutzer entlang der Strecke führt zu bandartiger Siedlungsstruktur. Folgerichtig zeigt das letzte Beispiel, North Bucks New City von F.B. Pooley (250000 Einwohner, Wohndichte 125 E/ha), eine Studie, die nicht ausgeführt werden soll, deutlich das Bandstadtprinzip. An zwei sich überschneidenden Monorail-Schleifen reihen sich die 5000 Einwohner-Nachbarschaften.

Fußgänger und Fahrverkehr werden getrennt. Ausgesuchte Industriebetriebe sollen in den Nachbarschaften untergebracht werden. An der Haltestelle jedes Bezirkes liegt das Bezirkszentrum mit allen notwendigen Einrichtungen. Im Zentrum treffen sich die Schnellverkehrsschleifen, die Eisenbahn und die Hauptzubringerstraße zur Nationalstraße.

«Eine Stadtplanung für das Auto ist nicht nur unwirtschaftlich, sondern auch verschwenderisch ...» Und man schlägt vor, daß die Schnellbahn von den Einwohnern frei benutzt werden soll. Das Steueraufkommen für die Betriebskosten müßte 7 Schilling pro Haushalt und Woche betragen.

Diese neueren Planungen lassen erkennen, daß neuerdings in Großbritannien wieder der Lebensraum der Stadtbevölkerung als Bauplatz für Planungsideale dienen soll. Doch da wir aus dieser Publikation allein kaum ein fundiertes Urteil gewinnen können, wollen wir James Collier, *Architectural Design* (GB) 3, 1966, bitten. Er kritisiert Washington New Town (WERK 3, 1966, S. 63*) und behandelt dabei die Prinzipien, nach denen die neueren New Towns ausgerichtet sind: «Eine gemeinsame Identität für die New Town fehlt. Die soziale Struktur wird aufgebaut von der 'group' über den 'place' zum 'village', wobei dieses offenbar die höchste wahrnehmbare Einheit für das durchschnittliche Individuum sein soll. Man sollte aber erwarten können, daß bei einer Planung mit dem Ziel, eine Gemeinschaft zu fördern, die Vorstellung über die Gemeinschaftsverantwortung über die Kirchengemeinde hinausgeht. Hook hat die Menschen mit den Nachbarschaften und der Stadt mittels einer Fußgängerhierarchie und einem linearen Zentrum verbunden. Hook aber, und das darin gezeigte Verständnis für die empfindliche Art der Gemeinschaftskontakte, wird hier kurz abgetan, und seine Fuß-



5

gängerverbindungen werden durch den privaten Verkehr ersetzt.»

In unseren Beispielen besorgt das die Schnellbahn. Pfromm

Bücher

Altersheime

Eingeleitet von *Albrecht Schmidt*
114 Seiten mit 194 Abbildungen
«architektur wettbewerbe» Heft 42
Karl Krämer, Stuttgart 1965. Fr. 22.85

Die Einleitung des Architekten Albrecht Schmidt ist der bemerkenswerteste Teil dieses Heftes. Er bestätigt uns, daß von Jahr zu Jahr das Fehlen von Alterswohnungen und Altersheimen katastrophaler wird. Wir lesen weiter, daß der moderne Mensch die materielle Sicherheit in dem immer länger werdenden funktionslosen Alter anstrebt, obgleich eine drohende Leere dieser Sicherheit entgegensteht. Ferner vernehmen wir, daß die Isolierung und Ausklammerung der Alten unnatürlich und ungesund ist. Sie sollen noch am Leben teilnehmen, indem sie zum Beispiel in der Nähe der Jugend untergebracht werden. Das Zentrum der Stadt soll, entgegen der üblichen Meinung, dem Stadtrand vorgezogen werden, damit der alte Mensch mehr sehen und miterleben kann. Im Zentrum jedoch sind kleinere Wohneinheiten rationeller und leichter unterzubringen als Heime. – Zusammenfassend also, trotz des Mangels an Altersheimen, keine neuen Altersheime? – Eine paradoxe Einführung gerade zu diesem Heft, die uns jedoch nach neuen Lösungen zu suchen anregt.

Die Seiten 17–89 zeigen Wettbewerbe von Altersheimen, -wohnheimen und -wohnungen in Plänen, Schnitten und Modellen, samt ihren Beurteilungen. Auch aus diesen können wir lernen. Jedoch heißt es sehr richtig in der Vorbemerkung darüber: «Die ersten Preise verkörpern ganz sicher nicht die ideale Altersversorgung ganz allgemein, sondern die besten Lösungen zu den jeweiligen Aufträgen oder Fragestellungen.» Der originelle Wettbewerb «Wildberg 1965, Ferienzentrum Staufenburg» bildet den letzten Teil des Heftes. Er interessiert, weil durch anschauliche Modelle sehr verschiedenartige Lösungen zu Kombinationen von modernen Ferienwohnungen mit den unter Denkmalschutz stehenden Burgruinen gezeigt werden.

J. H.

Contemporary Theatre Architecture

An illustrated survey by *Maxwell Silverman*
A checklist of publications 1946–1964 by
Ned A. Bowman
84 Seiten mit Abbildungen
The New York Public Library, New York
1965. \$ 10.00

Aus den Vereinigten Staaten kommt ein neues, sehr brauchbares Buch über Theaterarchitektur, dessen einziger Fehler sein unhandliches Format ist. Als Typus ist es ein Handbuch zum praktischen Gebrauch, das einen Überblick über den Theaterbau der jüngsten Zeit gibt. Als früheres Beispiel ist allein Gropius' Totaltheater-Entwurf von 1926/27 einbezogen; mit Recht, denn die Anregungen, die von ihm ausgehen, sind auch heute noch nicht erschöpft. Dargestellt sind mit Grundrissen, Schnitten und meist guten Photos fünfzig Theater aus aller Welt – aus der Schweiz Ernst Gisels Grenchener Parktheater –, die zeigen, wie vielfältig heute die Lösungen sind, die realisiert werden. Sie beweisen, daß der Theaterbau, richtiger gesagt das Theater überhaupt, sich im Zustand des Übergangs befindet und daß rein konservative Bauprinzipien, das heißt die reine Guckkastenbühne, nicht mehr viel Chancen haben. Fast überall sieht man die Tendenz zur Variabilität, die ja auch den heutigen dramatischen und spieltechnischen Tendenzen entspricht.

In der komprimierten Einleitung durch-eilt Maxwell Silverman die Geschichte des Theaterbaus, wobei er übrigens eine hochinteressante Notiz des älteren Plinius erwähnt, wonach es im Jahr 52 vor Christus in Rom zwei variable Holz-Theaterbauten gab. Er formuliert die verschiedenen Prinzipien des heutigen Theaterbaus mit einfachen Worten. Das Buch schließt mit einer geradezu überwältigenden Bibliographie der Jahre 1946 bis 1964 ab, die über 1700, nach Ländern eingeteilte Nummern enthält. Hier wird der Leser nun wirklich alles Existierende finden können.

H. C.

Denis Bablet: Esthétique Générale du Décor de Théâtre de 1870 à 1914

446 Seiten mit 179 Abbildungen
Editions du Centre national de la Recherche scientifique
Paris 1965. fFr. 72.–

Hier liegt das Buch eines Autors vor, der die Fähigkeit besitzt, entlegenes Material zu finden, der in den geschichtlichen Vorgängen zu lesen vermag und offenbar auch die praktische Seite des Theaters kennt. Das heißt, er weiß die Akzente auf Grund der Realitäten des Theaters zu setzen. Als Thema hat er nicht

die faszinierende Entwicklung des Bühnenbildes im Zusammenhang mit der Neuen Malerei gewählt, sondern die vorhergehende Periode, die er um 1870 mit der konventionellen Theatermalerei einsetzen läßt. Es folgt vom Beginn der neunziger Jahre an der große Veränderungsprozeß, in dem die Totalität des «künstlerischen Theaters» in Frankreich, Deutschland und Rußland entsteht. Der weitgespannte und entwicklungs-geschichtlich große Stoff wird von Bablet vorzüglich aufgeteilt, die Kernereignisse sind in ihrer Entstehung und Auswirkung richtig gesehen, eine Fülle zeitgenössischer Stimmen ist in den gegen vierhundert Seiten umfassenden Text eingewoben. Um die Spannweite zu zeigen, um die es sich hier handelt, greifen wir eine Reihe von Namen heraus, die als Zeugen beigezogen wurden: Delacroix, Ludwig Tieck, Mallarmé, Théophile Gautier, Zola, Strindberg, Richard Wagner, André Antoine, Jacques Copeau, Adolphe Appia, Gordon Craig, Peter Behrens, Romain Rolland, Stanislawsky, Meyerhold, ja auch Brecht wird als rückblickender Zeuge erwähnt. Die Aufzählung – und es ist nur ein Teil – zeigt den Radius der Männer, die praktisch die Entwicklung getragen oder zur Klärung der neu auftauchenden Probleme beigetragen haben. So fachlich Denis Bablet schreibt, so breit sind seine Perspektiven, durch die er seinen Stoff in den großen kulturellen Rahmen stellt, in dem sich während der von ihm betrachteten Periode umwälzende Ereignisse vollzogen haben (Naturalismus, Symbolismus, Art Nouveau und die Anfänge der Abstraktion). Bablet beginnt mit der Darstellung der traditionellen Situation der siebziger Jahre und dem illusionistischen Bombast der Pariser Theatermalerei und Wagners Bayreuther Bühne. Von ihm hebt sich der akademische Naturalismus des Meininger Herzogs Georg II. erstaunlich frisch ab. Von hier geht der Anstoß zum direkten Naturalismus André Antoines aus, eines Außenseiters in Paris, zur Freien Bühne (mit Otto Brahm) in Berlin und zu Stanislawskys Moskauer Künstlertheater. Dies alles spielt sich um 1890, nicht lange nach dem Durchbruch des Impressionismus, ab. Es wirkt nicht weniger umstürzend. Die Tore sind aufgestoßen. In rascher Folge entstehen die künstlerischen Theater Paul Forts und Lugné Poes in Paris, in denen die Werke der literarischen Avantgarde (auch Alfred Jarrys «Ubu Roi») gespielt werden. An die Stelle der routinierten Illusionstheatermalerei treten die Exponenten der jungen Generation: Toulouse-Lautrec, Vuillard, Munch, Bonnard. Auch diese Entwicklung ist nicht aus dem Nichts gekommen. Bablet zitiert einen höchst bemerkenswerten Gedanken des französi-